

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 15

Artikel: Wie der Wald geflunkert hat
Autor: Supper, Auguste
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

insland, begegnet, der den „Hoch-Heideck-Marsch“ mit dem Eifer und Schneid einer ganzen Musikkapelle vor sich herpfeift. Vermutlich war er auf diesen Einfall gekommen, weil ganz in der Nähe, so hoch und hehr das Schloß der Ritter von Seydegg von der Anhöhe herunter grüßte.

Außer diesem Schloß sind am Baldeggersee noch mancherorts Burgruinen zu finden; ja, das Turmgemäuer von Richensee schaut grad heute noch so trutzig in die Welt, daß man bei ihrem Anblick einfach an die Zwinguri denken muß. Kein Wunder, wenn hier von J. G. Krauer, dem Arzt, ein Freiheitsfang, das Rüttilied, gedichtet worden ist!

Excusez! pfeift die Seetalbahn bei Gelfingen plötzlich und begibt sich unerwartet auf die andere Seite des Tales. Doch das macht sie nur der Straße nach; denn sie zieht wie diese von Ortschaft zu Ortschaft, von Wirtshaus zu Wirtshaus und zwar häufig dem Straßengraben entlang und wagt so wenig ins tiefe Land hinauszufahren wie ein wasserscheuer Schulbub ins tiefe

Wasser zu schwimmen. Nichts für ungut, ich hatte ganz vergessen, daß das Seetalerbähnlein auch Bundesbahn geworden ist und vor Jahren, als einzige Lokalbahn mit den Bummelzügen allemal einen eigenen Speisewagen durch das schöne Seetal mitnahm.

Doch ich will nicht den gleichen Seitensprung wie die Seetalbahn machen, sondern noch einen Augenblick am Baldeggersee verweilen. Dieser scheint mit dem Himmel auf du und du zu stehen und kann wie treuherzige blaue Kinderaugen traurig und heiter dreingucken. Niedergeschlagen ist er zwar nie lange, und selbst beim schwärzesten Gewitter vermag der Klang einer Kirchenglocke seine gerunzelte Stirne wieder zu glätten. Wenn der Sonnenschein auf ihm blitzt und leis ein Windlein im Schilf weispert, glaubt man wieder an Sagen und Märchen, und es ist einem, dieser anmutige See müsse außer Pfahlbauersiedlungen auch noch anderes, am Ende sogar einen heimlichen Schatz in seiner Tiefe bergen.

Otto Selmut Dienert

Wie der Wald geflunkert hat

Es war einmal eine alte Bauernfrau, die hatte eine große Liebe und eine große Sorge.

Die große Liebe war ein Stück Tannenhochwald am Rande eines murmelnden Baches, und die große Sorge war ihr Sohn, der Michel. Früher war's umgekehrt gewesen. Da war der blondköpfige Bub der verwitweten Mutter große Liebe und der junge Wald, den sie dereinst selbst gepflanzt und der nicht recht gedeihen wollte, ihre große Sorge gewesen.

Aber aus dem Buben wurde im Laufe der Jahre ein jämmerlich fauler, nichtsnutziger Mensch, der seiner Mutter aufs Herz trat, bis es ganz wund und elend ward.

Der Wald dagegen kam nach und nach ins Wachsen. Aus den zarten Bäumchen wurden schlanke, kräftige Tannen, die stolz und stark in Sonnenglut und Wintersturm standen und ihre Wipfel im Bache spiegelten.

Da trug das Weib sein zertretenes Herz oft hinaus, setzte sich auf einen Stein am Bach und

horchte, wie der Wald rauschte und das Wasser gurgelte und murmelte.

Und je öfter sie lauschte, je deutlicher verstand sie, was Wellen und Tannen meinten.

Die Wipfel hoch oben raunten: „Fass' neuen Mut, der Wald macht's gut!“ Und der Bach, der über schlüpfriges Geröll und grüne Nixenhaare dahineilte, murmelte fort und fort „Gräm' dich nicht drüber, es geht vorüber!“

Diese Worte gefielen dem Weib so wohl, daß sie gar nicht mehr hören wollte, was Menschen sagten. Es mochte über sie kommen, was da wollte, so dachte sie: es geht vorüber! Und ihr fauler Sohn mochte es noch so schlimm treiben, so tröstete sie sich: der Wald macht's gut! Der Michel verlachte seine Mutter. „Was du dir nicht einbildest,“ sagte er, „Wald und Bach können doch nicht reden.“ „Mit mir schon,“ beharrte leise das Weib.

„Geflunkert,“ höhnte der Sohn.

Wie es bei Müßiggängern zu gehen pflegt:

der Michel sank von Stufe zu Stufe. Er fing an zu trinken und verschlemmte sein und seiner Mutter Gut bis auf den Streifen Wald am Bachesrand. Als alles vertan war, pilgerte er dort hinaus, zählte die Stämme und berechnete, wieviel für das Holz zu lösen sei, und wie lange er von dem Erlös sein faules Leben würde fristen können.

Viel kam nicht heraus. Da suchte Michel mit ingrimmigem Lächeln nach einem Baum, an dem er sich aufhängen wollte, wenn alles Geld vollends verbraucht wäre.

Er fand eine Tanne, der der Sturm den Wipfel ausgebrochen hatte, und die zum Verkauf nicht viel nutz war. Diese beschloß er für seinen Zweck stehen zu lassen.

Jetzt bot er seinen Wald zum Verkauf aus. Aber niemand wollte ihn. Die Bauern, denen Michels Mutter gelegentlich erzählt hatte, was die Tannen raunten, scheuten sich, einen sprechenden Wald zu kaufen.

Endlich bot ein Holzhändler einen guten Preis; aber er wollte die Stämme geschlagen haben.

Der Michel tat sich nach Holzhauern um; aber alle Männer, die er fragte, lehnten es ab, des faulen, abgewirtschafteten Burschen Tagelöhner zu sein.

Die Not brannte dem Faulpelz auf die Finger und zwang ihm schließlich Axt und Säge in die Hand. Die Mutter, die sich im stillen schon gefreut hatte, daß ihr geliebter Wald werde stehen bleiben, beschwor ihn, die Tannen, die ihr so oft tröstend zugesprochen, in Ruhe zu lassen, solange sie noch lebe. „Ach,“ jammerte sie, „wer soll denn dann alles noch einmal gutmachen, wenn du den Wald zerstörst? Der Wald war doch meine letzte Hoffnung.“ „Die meine auch,“ höhnte der Michel, „alles andere ist vertan.“ So ging er ans Werk, und bald dröhnte der sonst so stille Wald von splitternden Schlägen.

Die Mutter des Faulenzers hatte sich ihm nachgeschlichen, saß mit verweintem Gesicht am Bach und starrte in das Wasser, das in der Sonne glitzerte. „Gräm' dich nicht drüber, es geht vorüber,“ murmelten die geschwätzigen Wellen; aber die bekümmerte Alte hörte es nicht; ihr hallten nur immer die Axtschläge in den Ohren. Scheu hob sie von Zeit zu Zeit den Blick und sah hinüber, ob der erste Stamm bald stürze, und da sah

sie, wie von ihres Michels Gesicht der Schweiß der Arbeit rann. Das hatte sie noch nie gesehen, es war ihr ganz neu und seltsam. Auch wie der sonst immer faule und müßige Mensch die Arme hob zu den wuchtigen Schlägen, wie der ganze Körper sich bog und dehnte, wie die nackte Brust wogte und keuchte, das war neu und merkwürdig. Das Weib konnte bald gar nicht mehr wegsehen. Ihr Michel, wie er so da stand, erinnerte sie an den blondköpfigen Buben, den sie einmal so sehr lieb gehabt hatte vor vielen Jahren und der an dem trunksüchtigen Faulenzer sonst nie zutage getreten war.

Über all dem Schauen merkte das Weib kaum, daß eben die erste ihrer geliebten Tannen fiel. Ein Zittern lief durch den Wipfel, ein Krachen ertönte, der Michel tat rasch einen Sprung zur Seite, und der stolze Baum lag am Boden.

„Das hast du gut gemacht, Michel!“ rief ganz selbstvergessen und freudig das Weib.

Der Michel schaute hinüber und brummte: „So, lobst du mich auch einmal?“ Dann spuckte er in die Hände und ging hinter den nächsten Stamm.

Die Alte stand auf und kam näher. Sie war nicht gewohnt, bei der Arbeit der andern müßig zuzusehen. Stillschweigend fing sie an, die gefällte Tanne zu entasten, und aus dem grünen Reissig Bündel zu machen. Der Michel sagte kein Wort. Daß die Mutter, die um den Wald so geweint hatte, ihn jetzt selbst zerstören und zerstückeln half, das verstand er nicht. Es war ihm nur, als müsse er sich schämen. Und weil ihm das ein unangenehmes Gefühl war, schlug er noch kräftiger und rascher zu, so daß die Splitter nur so flogen.

Zwei Bäume lagen jetzt schon am Boden. Die Sonne brannte heiß in die kleine entstandene Lichtung, und der schwitzende Michel spürte großen Durst. Er suchte in seinem abgelegten Kittel nach der Flasche; aber die war leer und Geld fürs Wirtshaus nicht vorhanden. Da schlich er hinüber zum Bach, legte sich auf den Boden und hielt die Flasche in das ziehende Wasser. Rühlend und erquickend spülten ihm die Wellen um den jagenden Puls, länger als nötig blieb er so liegen und schaute in den Bach. Da war ihm plötzlich, als höre er das, was seine Mutter immer zu hören

behauptete: „Gräm' dich nicht drüber, es geht vorüber.“

Der Michel wagte nicht zu lachen. Was man selbst hört, das muß man doch glauben. Er ließ den heißen Kopf ins kühle Moos am Ufer sinken und lauschte immerzu. Es war keine Täuschung. Fort und fort klang's: „Gräm' dich nicht drüber, es geht vorüber.“

Auf einmal sprang er auf, unwillig fast. Er grämte sich ja doch gar nicht, der Bach sollte doch sein dummes Gemurmel lassen. Hastig trank er die gefüllte Flasche leer. Ah! das tat gut, das war ein Labfal, dieses klare, kalte Wasser! Dann ging er wieder an die Arbeit. Aber immer mußte er sich dazwischen hinein besinnen, was wohl der Bach gemeint haben könnte mit dem „Gräm' dich nicht!“

Sollte er, der Michel, sich vielleicht nicht über sein verlottertes Leben grämen? Ja, ja, ein verlottertes Leben, das war es seither gewesen, da gab's nichts zu leugnen. Der Michel schlug zu wie wütend. Er fühlte einen großen Jorn; nur wußte er nicht, über wen und über was.

Die Mutter kam mit ihrem Bündelmachen nicht sonderlich weit, vor lauter Erstaunen. Wie ihr Michel arbeiten konnte! Und wie ihr Michel Wasser trinken konnte! Er, der nur immer Wein und Bier und Schnaps wollte!

„Michel,“ sagte sie, als sie ihn die Wasserflasche leeren sah, „das hast du gut gemacht.“

„So,“ brummte er, „lobst du mich auch einmal?“

Zur Vesperzeit zog die Alte ein großes Stück trockenes Schwarzbrot aus ihrer tiefen Rocktasche.

„Michel, is,“ sagte sie, „Brot aus der Mutter Sack ist besser als Zwieback.“ Das war ein alter Reim schon von Väterzeiten her.

Der Michel hatte früher nie daran geglaubt; aber nun, da er gemerkt hatte, daß seine Mutter mit dem Sprüchlein der Wasserwellen bei der Wahrheit geblieben war, nun glaubte er auch das von dem Brot. Gierig langte er zu, und es schmeckte ihm, wie ihm lange nichts mehr geschmeckt hatte.

Das Weib saß und schaute ihm zu und wurde vom Zusehen satt und froh und stark zur weiteren Arbeit.

Noch manches Mal im Laufe des Tages lag

der durstige Michel am Bächlein und füllte die Flasche und hörte, ob er wollte oder nicht, was die Wellen murmelten. Am Abend, als er müde und zerschlagen von der ungewohnten Arbeit mit der Mutter heimwärts wanderte, da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß, wenn der Bach nun doch richtig reden könne, wohl auch das wahr sei, daß die Tannen sagten: „Fass' neuen Mut, der Wald macht's gut.“

„Mutter,“ begann er zögernd, „ist denn das wahr, daß der Wald alles gutmachen will?“

Das Weib vermochte gar nicht sogleich zu reden. Sie hatte sich heute so gefreut über ihren fleißigen und nüchternen Sohn, und sie erschrak ganz, wenn sie dachte, der Michel könnte das angefangene Werk liegen lassen und in sein altes Lasterleben zurücksinken. Viel lieber wollte sie den Wald opfern.

„Ach, Michel“ sagte sie da listig, „nur eine einzige Tanne hat das einmal zu mir gesagt, und diese können wir ja stehen lassen.“

„Ja, aber wenn wir nur auch die richtige herausfinden,“ meinte der Sohn.

„Oh,“ beteuerte das Weib, „ich kenne sie ganz genau.“

Am andern Morgen in aller Gottesfrühe schritten die Zwei wieder hinaus an die Arbeit.

Dem Michel, der sonst immer spät und mit schmerzdem und wüsten Kopf aufgestanden war, schien die Welt heute ganz verändert.

In der Ackerfurche rief die Wachtel, und im Heckenwerk am Waldsaum jubilierten die Vögel, und der Tau glitzerte am Weg. Die Zwei überschritten den eilenden Bach, und im Hinüberschreiten horchte der Michel verstohlen, ob die Wellen heute auch wieder redeten. Er blieb eigens ein wenig hinter der Mutter zurück und war sehr froh, als er das gemurmelte Sprüchlein wieder hörte; er hätte es ungern vermisst. Als sie zur Stelle waren, warf der Michel den Rittel ab und griff zur Art. Aber ehe er einen Hieb tat, bat er: „Mutter, jetzt zeige mir den Baum.“

„Welchen Baum?“ fragte das Weib, denn sie dachte im Augenblick nicht an ihre Rede von gestern.

„Den, der alles gutmacht,“ sagte Michel.

Da ließ die Mutter die Augen rundum gehen

und sah die Tanne mit dem ausgebrochenen Gipfel.

„Diese ist's“, sagte sie rasch, denn sie dachte, zum Verkauf sei der Baum doch nicht viel nutz.

Der Michel erschrak. Das war ja der Baum, an dem er sich hatte später aufhängen wollen. Machte sich diese mißgestaltete Tanne da vielleicht über ihn lustig, wenn sie seiner Mutter zu- raunte: „Fass' neuen Mut, der Wald macht's gut?“ Meinte der freche Baum etwa, wenn nur der Michel erst hänge, dann habe es die alte Frau besser?

Eine große But kam über den Michel, und in der But arbeitete er für zwei, trank Wasser und aß Brot aus der Mutter Rocktasche.

So trieben es Mutter und Sohn manchen Tag zusammen, und zuletzt war der Streifen am Bach entlang eine Blöße, auf der nur noch die eine Tanne ragte.

Das Weib, das ihren Wald so lieb gehabt hatte, schaute sich um, als müsse sie sich auf etwas besinnen. Ihr Blick fiel auf den Michel, der müd und schweißbedeckt auf seine Art gelehnt dastand. Da dachte sie nicht mehr an den verschwundenen Wald, sie wollte nur ihrem Buben ein gutes Wort sagen „Michel“, rief sie, „Michel, das hast du gut gemacht!“

Der Michel, der seinen heißen, verschwiegenen

Groll auf die einzige noch stehende Tanne nicht länger bezähmen konnte, schaute finster auf.

„Nun, wenn ich's gut gemacht habe“, rief er, „dann braucht es ja der Wald nicht mehr gutzu- machen.“ Damit holte er weit aus mit seiner Art, und weil die wipfellose Tanne ein kränklicher Baum war, so fiel sie auf den ersten Streich.

Das Weib erschrak. Die vielen Stunden, in denen sie dem Wald gelauscht hatte, fielen ihr ein, und es war ihr schwer ums Herz, daß das alles nun bis auf die letzte Spur sollte vorüber sein.

„Michel“, sagte sie traurig, „jetzt redet der Wald nicht mehr.“ Der Sohn gab dem gestürz- ten Baum, an dem er sich hatte hängen wollen, noch einen Extrahieb und sagte: „Ist auch gar nicht nötig, Mutter, es war ja doch nur geslun- kert. Andere Leute können's auch gut machen, da braucht's die Großsprecherei nicht.“

Damit schaute er höhnisch über alle die ge- stürzten Wipfel hin, die nicht mehr raunen und rauschen konnten.

„Komm heim“, wandte er sich dann an das bekümmerte Weib, „morgen fangen wir an, einen jungen Wald zu pflanzen, einen, der kein so Ge- tue von sich macht.“

Ob der junge wohl auch flunkern wird wie der alte? Wahrscheinlich, denn Art läßt nicht von Art.

Auguste Supper

Im Anblick einer Seelandschaft

Einft war hier Untergang in Eises Wüsten,
kein Fluß, kein See, das Ewige zu spiegeln,
der weiße Tod, die Schöpfung abzuriegeln,
warf seine Schleppe an die fernsten Küsten.

Die Erde, Leichnam mit erstarrten Brüsten,
nicht Wald, noch Reben an dem Band von Hügeln,
noch fern der Mensch, die Oednis zäh zu zügeln,
kein Ruf des Ruckucks in des Lenzes Lüsten.

Du ahnst das Urbild jener frühen Zeiten,
da unsre Gegenwart kaum Keim und Zelle,
zuweilen in des Schnees kristallinen Weiten.
Drum steh ergriffen, Mensch, in dieser Helle,
denn du nimmst teil an reichen Fruchtbarkeiten,
und Leben ist nur Rückkehr zu der Schwelle.

3. Zerfaß